

Herbstmorgen.

Von Theodor Fontane.

Die Wolken zieh'n wie Trauergäste
Den Mond zu Grabe zu geleiten;
Der Wind durchfegt die harren Aeste
Und sucht ein Blatt aus besten Zeiten.

Die grünen Tannen schau'n so düster
Auf eine junggetriebne Eiche,
Als blühten traurende Geschwister
Auf der geliebten Schwester Leiche.

Schon flattern in der Luft die Raben,
Des Winters unheilvolle Boten;
Bald wird er tief in Schnee begraben,
Die Erde — seinen großen Loden.

Ein Bach läuft hastig mir zur Seite;
Er ahnt des Winters Eisestellen
Und fängt sich fort und sucht das Weite,
Als könnt' ihm Fluß das Leben retten.

Da mocht' ich länger nicht inmitten
So todesnaher Dede weilen;
Es trieb mich fort mit hastigen Schritten,
Dem flücht'gen Bache nachzuweilen.

Höchste Vaterliebe.

Von Erlebnissen in der Wüste von Utah — von W. v. Schierbrand.

Wie eine dünne, schwarze Schlange wand sich der Lieberland-Zug, der auf dem Wege vom Osten und durch den Continant nach San Francisco dahinbraute, durch die unabhäufbare Wüste von Utah hin. Die Erde wies, flauzig, ausgefroren von der unbarmherzigen Gluth des Sommers; die heisse Luft zitterte, und die Ebene, soweit das ermüdete Auge blicken konnte, zeigte jene Alltäglichkeit, die auf der nicht gebietet außer tothbräunlichem Unkraut. Fern am Horizont nur verweilten sich die Linien, Hunderte von Meilen fern, als ob dort Hügel in wellenförmiger Bewegung seien — aber es war eine Täuschung der Sinne, denn auch dort nur streckte sich das flache Land. Weit und breit kein Tropfen Wasser, und der tiefschwarze, leuchtende Himmel spannte sich über unermessliche über das Ganze. Auf dem Riesengebirge, durch das der Witzig geht, hinführte und ähnte, nichts Lebens, außer den wenigen Menschen im Zuge selbst.

Im Emigrantenzug sah ein Vater mit seinem kleinen Kinde, das Kind heiter und lächelnd, der Vater düster und sorgenvoll. Er hatte Ursache dazu, denn jedes Augenblick erwartete er, daß der Zug, den er durch seine längere Gegenwart an der Bahngesellschaft verließ, entsetzt werde.

Der Wagen, in dem er sich befand, war gedrängt voll von armen, bestäubten Einwohnern, die auf der langen, ermüdenden Fahrt vom Meere her noch keine Nacht sich durch ruhigen Schlaf hatten erholen können. Manche von ihnen lagen in gedrückter, unnatürlicher Stellung quer über die Bänke, um auf diese Weise etwas Ruhe zu finden und sich für den geräuschvollen Schlämer der Nacht zu entschlafen. Andere wieder unterhielten sich im Flüstern über die neue Heimath, die ihnen wartete, und nach Andere verkehrten von der einfachen Kost, die sie mitgenommen oder lasen in alten Zeitungsen oder Büchern.

Immer noch brütete der Mann dumpf vor sich hin, während sein kleines Tochterchen mit der Sorglosigkeit der Kindheit eingeschlafen war und das eine Hänchen wie leblos auf die bärtige Wangen des Vaters gelegt hatte. Es war ein schönes, herziges Kind — sozige Wangen, die von dem goldenen Wollenhaar überfluthet wurden, und das ganze Gesichtchen sah im Schlaf so reizend aus. Die Züge des Mannes waren nicht schön; im Gegentheil, sie waren entsetzlich häßlich und gemein, und der struppige Bart, der seit Wochen keine Pflege gehabt, der Ruß und Staub, der sich wie eine Kruste über die gebräunte Haut lagerte, gaben seinem Aussehen noch mehr Unähnlichkeit. Und doch war eine Verblüffung nicht zu verkennen zwischen Vater und Kind — nur war das Weiche, jugendliche des kleinen Mädchengebichts bei dem Manne klar und froh und so wie ausgeschüttet durch Glend und Kummer. Aber er liebte sein Kind — das konnte man sofort sehen — oh, wie liebte er es! Und mit seiner haarigen, breiten und schweren Hand strich er jetzt gerade nach und nach über das goldige Seidenhaar seines Kindes.

Der Mann hieß Albert Stubb, und befand sich auf dem Wege nach Californien, wo er hoffte, ein Ende seiner Noth zu erreichen. Es war eine traurige Geschichte, wenn sie auch eigenlich nur alltäglich war.

Vor einem Jahre war er aus seiner pfälzischen Heimath ausgewandert mit Weib und Kind. Er war Viehwirtschaftler in seinem Vaterthum an der Gharbi so gering war, daß er kaum genüge, um die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, so war er nach Amerika gegangen. In New York glückte es ihm zu Anfang. Er erhielt lobende Arbeit und war im Stande, nicht unbedeutende Ersparnisse zurückzulassen. Da kam die Erkrankung der Frau. Das lange Siechtum fraß alles Ersparnis auf, und schließlich, als sie gestorben, kam auch noch das theure Begräbniß.

So geschah es denn, daß Albert Stubb eines Tages in seinem Oden, unwirthlichen Stübchen in der Hafen-

Street, hoch oben unterm Dach eines von armen Hausirern und schmutzigen Kindern wimmelnden Tenementhauses, die kalten Wände anstarrte und nicht wußte, wo das nächste Stück Brot herkommen sollte. Denn auch er hatte durch Krankheit und Zeitverlängerung seinen „Job“ verloren, und noch jetzt war er fast zu elend zur Arbeit. Aber was thun?

Er hatte sich einen Monat vorher um Weisand an einen Bettler gewandt, der in San Francisco als geschickter Handwerker lohnenden Verdienst hatte und es sogar zu einem gewissen Wohlstande schon gebracht hatte. Von diesem erhielt er gerade jetzt einen herzlichen Brief, worin eine kleine Summe Geldes und die Einladung enthielt, nach, auch nach Californien zu kommen, wo ihm der Bettler schon weiser helfen werde. Wer war glücklicher als Albert Stubb! Inzwischen war seine Freude nicht von langer Dauer. Denn als er sich auf dem Bureau der Eisenbahn erkundigte, da hörte er, daß das Fahrgele nach San Francisco nahezu doppelt so viel betrug, wie die ihm gesandte Summe. Und obwohl er die wenigen Habseligkeiten, die er hatte, veräußerte und den Erlös zu dem übrigen Gelde that, so genügte doch auch das noch lange nicht, um das Fahrgele für sich und sein Tochterchen herauszuschlagen. Die Noth war groß, und da that er, was er unter den Umständen noch für das Beste hielt: Er kaufte zwei Fahrkarten bis nach der kleinen Station in Utah, die der Zug nun schon seit mehreren Stunden hinter sich hatte, indem er hoffte, auf der Weise die Gelegenheit zu finden, die Nöthigkeit irgend eines reichen Passagiers in Anspruch zu nehmen und so die Weise bis an's Ziel mitmachen zu können. Schlimmsten Falls, dachte er, werde ich mich schon auf diese oder jene Weise von da weiterfinden, eine Anstalt, in der er noch durch die Aushilfe eines Bekannten, der schon einmal eine ähnliche Fahrt umsonst mitgemacht hatte, bestärkt wurde. Der arme Albert Stubb hatte nicht gewußt, daß er auf der ganzen Fahrt in den übrigen, den reichen Passagieren in den Schlaf- und Schlafwagen des Zuges gar nicht zusammenkommen würde, denn ihm vom Emigrantenzug aus, nach der Zutritt zu jenen Wagen verbot, und unwillig über das drohende Schicksal des Armen speisten die reichen Passagiere des Zuges, nur durch ein oder zwei Wagen getrennt, vom Besten, tranken und schliefen bequem, während Albert Stubb das Herz immer mehr und mehr gefunten war im Gefühl, daß nun bald die Stunde kommen würde, wo man ihn und sein liebes Kind vom Zuge weisen und in die Einde stoßen werde. — Vor mehreren Stunden schon war der kleine, erbärmliche Flecken posirt, bis zu welchem ihn seine Fahrkarte mit Zug getragen hatte, und jeden Augenblick erwartete er das Nahen des Conducteurs und die damit verbundene Katastrophe.

Und jetzt kam er wirklich, der Konduktor des Zuges, der in seiner mit Goldboorte und schweren Goldfingerringen Uniform, seinen mit Diamanten besetzten Fingerringen und der hochmüthigen Miene, die durch die langjährige Gewohnheit der Autorität kommt, auch wirklich so aussah wie das, was er ist: häßlich war — der unumkehrte Herrscher und Befehlshaber auf dem Zuge. Langsam musternd durchschritt er den schmalen Gang, der quer durch den Emigrantenzug führte. Als er an die Bank kam, auf der der arme Deutsche bangend saß, hielt er mit einem Ausruf an: „Holla! Wo geht Ihr denn hin, Mann?“

„Nach San Francisco, wenn Sie so gütlich sein wollen, mir und meinem Kinde den Verbleib auf dem Zuge zu erlauben“, sagte Jener.

„Not much — geht nicht. Ist gegen die Instruction. Habt Ihr kein Geld bei Euch, um die Fahrt weiter zu bezahlen?“

„Leider nein — aber wenn Sie mir nur einen Gang durch den Zug machen lassen wollten, so würde ich wohl bei den reichen, milthätigen Passagieren soviel Geld aufstreifen können.“

Das kleine Mädchen war durch das Geräusch der Worte aufgeweckt worden. Mit großen, verwunderten, blauen Augen sah sie den großen Mann in den wunderhübschen Kleidern an, halb stumm. Der aber wiederholte nur sein: „Geh nicht — müßt aussteigen an der nächsten Station — unbedingt — macht Euch fertig dazu.“

Und damit ging er. An der nächsten Station, eine halbe Stunde weiter, zog der Conduktor die Klingel, und der Zug hielt. Vater und Kind stiegen aus. Ein mittelgroßer Passagier auf dem letzten Wagen des Zuges rief noch Albert Stubb zu, als sich der Zug wieder langsam in Bewegung setzte:

„Hier ist nur eine Flaggenstation. — Ihr könnt hier nichts thun — die nächste Station ist 50 Meilen weiter westlich. Aber wartet auf den stillos fahrenden Zug, der in einigen Stunden kommt, der nimmt Euch vielleicht mit, denn der Conduktor ist ein gutberziger Bursche, nicht wie dieser hier. Eine verd. — Schande überhaupt, Euch mit dem Wurm hier abzufragen, und mit dem Wurm hier abzufragen.“

Und damit wollte auch dieser letzte Wagen an den Weiden vorbei, und nur noch Ruß und Staub waren von ihm sichtbar.

Die Station war wirklich nur ein, wo auf Signal geblasen wurde, denn

es war kein Haus und keine lebende Seele weit und breit zu sehen. Nur ein baufälliges Häuschen, wo früher das „Depot“ gewesen war, sonst nichts — kein Wasser, kein Baum, kein Feld.

Vater und Kind legten sich im Schatten des kleinen Häuschens nieder, um dem glühenden Sonnenbrand zu entgehen. Das Kind meinte erst längere Zeit, denn es bürstete bald bei der Hitze, dann schlief es wieder ein an der Brust des Vaters. Dieser aber versank auf's Neue in sein düsteres Brüten. Endlich hatte er scheinbar seinen Entschluß gefaßt. Er rief den Pappedel von einem kleinen Gesangbuche, das er mit sich führte, herab und darauf malte er mit großen, ungeschickten Schriftzügen, so daß es leicht zu lesen war, eine Bitte an das Publikum, dem Kinde zu helfen, denn es sei eine Waise. Dieses Plakat befestigte er an der kleinen Wand aus Holzbohlen, und dann wartete er ab, bis der Zug nach dem Osten vorbeifuhr. Als er das singende Geräusch in dem eisernen Geleise vernahm und ein binner Kaufmann in der Ferne das Raufen des Ungeheures vernahm, da erhob sich Albert Stubb, nahm sein Kind bei der Hand, führte es nach dem Geleise hin, steckte die Signalflagge, die er neben der Bahn gefunden hatte, in den eisernen Sockel, wuschelte das Kind, nicht zu verrathen, wo er sei, und dann verließ er sich in dem Häuschen.

Als der Zug, gefolgt vom Signal, hielt, da war ein großes Gekoch unter den Passagieren, die alle neugierig herauskamen, um sich von der Ursache des Aufenthaltes zu überzeugen. Unter den Passagieren war auch eine junge, reichgeliebte Dame in Trauer, die die kleine Marie aufhob und küßte, und dann auszurufen begann. Als das Gekoch endlich verstummte, sah sie sich dann mit demselben Weib in den Passagieren, dem sie entiegen war. Augenblicklich that sie beschloßen, Mutterstelle zu vertreten an demselben, wohl als Ersatz für ihr eigenes, verstorbenes Kind.

Der arme Albert Stubb, der das Alles von seinem Verbleib aus mit flodendem Athem und klopfendem Herzen vernommen, aber brach in Thränen aus, als der Zug mit schreiendem Pfeif davon jagte, um die verfluchten Minuten wieder einzuholen. Er hatte für sein Kind das höchste Opfer gebracht.

Am dritten Tage darauf wurde von einem Frachtwagen ein Unbekannter, ärmlich gekleidet und ohne Gepäck, überfahren und getödtet, nur noch wenige Meilen von der nächsten Station, 50 Meilen von jener Signalstation. Dann hielt der Zug und die gestückelte Leiche wurde an Bord genommen, wie es die Eisenbahnbeamten ja immer großmüthig Weise thun, nachdem sie einen Menschen um's Leben gebracht. An der Leiche wurde kein Cent Geld gefunden, noch sonst irgend welche Habseligkeiten — nur eine trockene Brotkruste. Ob Albert Stubb während seiner 60tägigen Wanderung durch die wasserlose, heiße Wüste den Verstand verloren, ob er vielleicht im Fieber oder Verdriss war, oder ob er östlich bei der Perlthier war und sein Leben als ein nummehr nutzloses und absichtlich von sich geworfen hat — wer vermöchte das zu entscheiden?

Eine moderne Fabel.

Ein Frosch und ein Esel trafen sich auf einer Weide. Da sagte der Frosch zum Esel: „Ach, wenn ich doch so lange Drogen hätte wie du — da könnte ich alles haben, was in der Welt vorkommt!“

Der Esel antwortete: „Ich wollt', ich hätte keine solche Stimme — da würde ich den ganzen Tag singen, das ist eine Freude wäre!“ — Dies hörte die Fee Viridula und sprach: „Es sei!“ — Da wuchsen dem Frosch lange Ohren; der Esel aber konnte wunderlich quaken. Nun waren beiden zu Frieden und dankten der gütigen Fee.

— Inzwischen war der Körner, welchem der Esel gehörte, erwaucht, und als er den Esel quaken hörte, hielt er ihn für einen Frosch, schnitt ihm die Hinterbeine ab und sah sie zum Feiertagsmahl. Den Frosch aber hielt er seiner langen Ohren wegen für seinen Esel, spannte ihn vor den Karren und prügelte ihn jämmerlich. Als den Thieren solches geschah, waren sie sehr traurig und jammernd: „Ach, wie tödtlich war unser Wunsch! Wie gut wäre es doch, wenn Alles wieder beim Alten wäre!“ — Dies hörte die Fee Viridula und sprach: „Es sei!“ — Und siehe da, dem Frosche fielen die Fehlsöhnen ab; der Esel aber bekam wieder seine natürliche Stimme. Als der Körner solches sah, schnitt er dem wahren Frosche die Hinterbeine ab und verzehrte sie zu Hause; den Esel aber spannte er vor den Karren und baute ihn jämmerlich. Weil nun der Esel keine Hinterbeine hatte, konnte er nicht ziehen. Drum sprach der Körner zur Fee: „Du dumme Gans, gib dem Esel seine Schenkel wieder!“

— Die Fee aber sprach: „Hättest du sie nicht geoffen!“ — Da wurde der Körner gornig, spannte die Fee vor den Karren und fuhr davon. Der Frosch und der Esel aber wackelten traurig an und warteten heute noch auf die Fee Viridula.

Moral: „Wünsche dir nie eine Dummheit; — es könnte sonst leicht — wie in dieser Fabel — eine gültige Fee kommen und dir deinen Wunsch erfüllen!“

— Deßhalb. „Daß der junge Meier aber auch gar nicht'n bißchen geiziger werden will!“ — „Ja, da ist eben ein — immergrüner Junge!“

Unter Anklage.

Der Socialistenführer Liebknecht wird noch vor der im nächsten Monate erfolgenden Eröffnung des Reichstages das mehr als zweifelhafte Vermögen haben, sich auf die Anklage der Majestätsbeleidigung verantworten zu müssen. Die Anklage ist auf die Rede basirt, welche Herr Liebknecht auf dem



Wilhelm Liebknecht.

Parlaments gehalten hat; in derselben sagte er unter Anderem: „Die höchste Autorität im Lande weist uns den Beschuldigungsschuh hin und beleiht uns. Laßt uns den Handstreich aufnehmen ohne Rücksicht auf die Person, die uns mit Schmutz zu besetzen sucht. Er ist nicht im Stande, uns zu beirren, denn wir sind weit erhaben, und durch ihn insultirt werden zu können. Das deutsche Kaiserreich würde zuerst zusammensinken, und der Socialismus schließlich triumvirieren. Eine Verleugung oder Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts würde dem Tobesartitel der kaiserlichen Regierung gleich bedeutend sein.“

Der Trompeter von Mars-la-Tour.

August Wintebank hieß der brave Trompeter, den Ferdinand Freiligrath in seinem unsterblichen „Trompeterlied“ besungen hat. Geboren am 21. Juli 1845 in Osternied am Harz trat Wintebank im Jahre 1864 freiwillig beim Kürassierregiment Nr. 7 an Halberstadt ein, machte 1866 den Mainzfeldzug und 1870/71 den Krieg gegen Frankreich mit. Ueber den Vor-



Aug. Wintebank.

gang, den Ferdinand Freiligrath besungen hat, schreibt er in einem Brief an seine Anverwandten: „Zwei Drittel unfer Regiment waren todt oder verwundet, und je weiter wir in den Feind hineinritten, desto weniger wurden meine Kameraden. Zuletzt waren wir nur noch unser sechs. Dann machten wir denselben Weg über Hunderte von Leiden wieder zurück. Mein Rappelbuckel bereitete uns fünf Wunden. Endlich bei meinem Commandeur angekommen, befahl mir dieser, Appell zu blasen. Aller weils Kläglich kam das zum Vorzeichen! Meine Trompete war von einer Kugel durchbohrt worden, ohne daß ich etwas davon wußte. Sie war mir auf dem Rücken geschossen. Ich brauche nicht zu beschweigen, daß ich infolge dieses Ritts einer der ersten in unserem Regiment war, der mit dem Eisernen Kreuz geschmückt wurde.“ Wintebank starb am 21. Mai 1881 an der Schwindsucht.

In einer Zwangslage.



A.: „Warum wählst Du zum Land-ausenthalt nicht ein ruhiges Gebirgsdorf?“
B.: „Seit ich eine Frau gemüßt, habe ich aufgehört zu wählen.“

— Seegemäß. Bootsmann: „Kerl, sperren Sie nicht Ihr Maul auf, als wollten Sie sich mit dem Mastbaum die Zähne fochern!“
Falsch verstanden. Profibionist (in der Hoffnung, einen Conventen zu machen): „Trinken Sie jemals, mein Freund?“ — Niemals mit Fremden, ich danke Ihnen, mein Herr.“

— Ein guter Mensch. A.: „Ich gebe nach der Weintheile um meinen Jammer wenigstens für einige Stunden zu vergessen.“ B.: „Warum Sie, ich gebe mit, und helfe Ihnen vergessen!“

Kling-ling.

Der Bauer Helbig hat schlechte Laune und schimpft mordbähig. Wenn er doch in seinem Heimatshofe wohnen geblieben wäre und niemals nach Helbig gehiehet hätte. Aber solch eine dumme Einrichtung kann auch nur in Helbig's Welt sein. Was denn? Ja, es ist keine Kleinigkeit, was von Helbig verlangt wird. Er soll vom nächsten Sonntag an in der Kirche den Klingelbeutel herumtragen, damit die Unthätigen denselben eine Kupfermünze oder einen alten Knopf anvertrauen können.

Es ist in Helbig's Welt seit ewigen Zeiten so gewesen, daß der jüngste Ehemann den Klingelbeutel trug, bis er noch länger oder kürzer Zeit von einem noch jüngeren abgelöst wurde. Das Helbig nun brummt, er hat doch wirklich Glück gehabt. Als er nach Helbig's Welt heimkehrte, wußte er in dem Orte das reine Heirathsfever. Soviel Traugebüßen hatten Pastor und Cantor in einem Jahrzehnt nicht eingenommen wie in dem einen Jahre. An demselben Sonntage, an dem Helbig getraut wurde, traten noch zwei Heirathsleute in den Stand der Ehe und beide waren jünger als er. Wie freute er sich damals, daß er den Klingelbeutel nicht zu tragen brauchte.

Und nun hatte er schon einen Jungen von neun Jahren und wider Erwarten — durch Toes eines und durch Verzug eines Andern — fügte es das Schicksal, daß Helbig nun doch der jüngste Ehemann wurde. Ja, Helbig hat den Klingelbeutel tragen, so ungerne er's auch that. Da hilft eben kein Heulen und Jähneln. Eines muß den Klingelbeutel tragen, Helbig ist der jüngste Ehemann, also — Punktum, Streufand. „Vater“, fragt ihn der neunjährige August, der eben aus der Schule kommt, „asse woher, daß du so ein Sonntag d'n Klingelbeutel traust?“ „Holt's Mal, Jung“, schreit ihm besond'ers erntendwerth; genügt ihm schon die leiseste Anberührung, ihm doch so machen. Und darin liegt eine große Gefahr für den Charakter. So ein vernünftiger Mensch hat nichts einzulegen an geistiger Kraft, das Schlaraffenleben schmeckt seinen Willen und macht ihn kampfanfödig in dem großen Weltgetriebe. Es tritt allmählich eine völlige Erschlaffung aller Seelenkräfte ein, dazu gefügt sich Lebensüberdruß, und viele der Unglücklichen, die in geistiger Umnachtung im Jenseits hauschten, viele jugendlich blühende Leben, die dem Selbstmorde zum Opfer gefallen, haben die in nachträglichen Eltern auf dem Gewissen. Das Kind im Ueberflusse, im Wohlleben aufzuwachen ließen. Wie schwer trifft sie der berechtigte Vorwurf des Ungelehrten: Hätten mich meine Eltern nicht erzogen, wäre ich nicht so elend, einfach erzogen, wäre ich nicht so elend, so lebensmüde, so unfähig, den Schicksal des Schicksals müßig zu begegnen.

Wie herzlich und lieb Kling hoch des einfach erzogenen Kindes freundschaftliches „danke“ für alles Gelebte, wie freudig begrüßt es jeden Apfell, jedes auch noch so einfache Spielzeug! Dabei weiß es noch mit minder Begünstigten zu theilen und selig zu sein in dem Bewußtsein, auch anderen durch eine kleine Entgegung Freude bereitet zu haben. Sein Auge ist offen für die von dem Wohlthäter misanthropische Schönheit der allgemeinen Natur; herzlich freut es sich des glänzenden Kessels, des leichtschwingenden Schmetters, entzückt schließt es die duftige Wiesensblume. Der freudlich liebende Blick von Vater und Mutter ist Belohnung genug für artiges Benehmen, für treuen Fleiß. Sein einfacher ehrlicher Sinn kennt weder Vüge noch Verstellung. So ist es und so muß es sein. Es thut das Gute um des Guten Willen und rednet nicht auf Belohnung.

Auf den höchsten Höhen des Lebens, wo auch beim harten Ringen um das thätliche Brot, ist Einfachheit die werthvollste Mitgift. Sie läßt hier keine Verbilligung, keinen Reib aufkommen, dort schützt sie vor einem ausschweifenden, verwilderten Leben. Das Herz erhebt sich in allen Lagen freudig und froh, der Sinn rein und wahr, das Urtheil gemäßigt und ruhig. Wollt ihr also, ihr treu befohlenen Eltern, euer Kind glücklich wissen, so gebt ihm solche Einfachheit als beste Begleiterin für's Leben mit.

Die Eichen zu Jvenad.

In der Nähe von Frey Reuter's Geburtsort Eisenlagen liegt der Park von Schloss Jvenad, dessen prächtigsten Schmuck eine Gruppe uralter Eichen bilden. Das Alter dieser Bäume wird von fünfzig Jahren auf über tausend Jahre geschätzt. Es sind ihrer zehn — die letzten zehn vom Regiment, denn gewiß bilden sie den Restbestand eines ganzen Waldes von gleichem Alter. Die größte der Eichen hat bei einer Höhe von 33½ Meter einen Umfang, der einen halben Meter vom Erdboden 11,50 Meter, einen Meter höher noch immer 9,80 Meter beträgt. Die anderen sind nur wenig kleiner. Eine von ihnen, die kaum sechs Männer zu umspannen vermögen, ist im unteren Stamme hohl, eine größere Anzahl Personen findet Platz in dem Baume. Die Eichen, die sich an die Bäume klüpfen, stehen im Zusammenhang mit der Zeit, da Jvenad noch Nonnenstift war. Von der härtesten Eiche berichtet eine derselben, sie sei von einer Nonne gepflanzt worden, welche, obwohl ihr Braut war, von ihren Angehörigen ins Kloster gebracht worden war. Sie habe ihren Verlobungsring um den ganzen Stamm des aufstrebenden Baumes gelegt, seitdem habe derselbe an dem Wachsthum desselben theilgenommen und halte den Stamm, wenn auch dem Auge nicht sichtbar, noch heute umschlossen.

Bemalte Capes.

Die neueste Mode nimmt für ihre Jvode direct die Hilfe des Malers in Anspruch und denkt an von Künstlerhand bemalte Capes. Man kann diese bemalte Fächer, bemalte Parasollen, bemalte Bilderrahmen und lehrstuhlauch bemalte Banbezug und bemalte Schärpen auf; nun werden wir aber auch mit bemalten Damenmützen zu rechnen haben, die die Erfindung eines Pariser Malers sind. Und der glückliche Erfinder, dessen „Bee“ erst zwei oder drei Monate alt ist, hat bereits ein ansehnliches Einkommen verdient. In Paris und in London ist zur Zeit ein förmlicher Kampf um diese bemalten Capes entbrannt. Der Maler, der in das Geheimniß seiner Farbmischung das eines Kollegen erzwungen hat, hat alle Hände voll zu thun und kann unmöglich allen an ihm gestellten Anforderungen gerecht werden. Der erste Eindruck eines bemalten Cape ist, als ob die großen, goldig schimmernden, etwas erotischen Blüten und Blüthen, die auf dem Cape zu sehen sind, Applicationsarbeit / seien. Erst bei genauerer Betrachtung bemerkt man die Fälscherei. Diese „Boulevard“ kommt je nach der künstlerischen Herleitung des betreffenden Exemplars freilich theuer zu stehen.

— De muthlich. Lude: „Ede, siehste, da liegt ein Militärballon auf's Schloß zu!“ — Er: „Du, am Ende“ gibt die Luftschifferstehung heut' auf die Waage“

Einfachheit in der Erziehung.

Die Grundlage aller Erziehung soll Einfachheit sein. Sie ist der Fels, auf dem sich alles Menschenglück aufbaut, an ihm werden sich vergeblich die brandenden Wogen der Genußsucht, Eitelkeit und Habgier brechen, denn sein selbstees Bollwerk ist Genügsamkeit und Enthaltensamkeit.

Um das Kind zur Einfachheit zu erziehen, müssen wir es an möglichst wenige Bedürfnisse gewöhnen. Einfachheit ist es in der Kleidung und im Essen. Zufrieden und dankbar muß es dem geleiteten Vater aufsehen, wenn auch das reichhaltigere Mahl sein Auge anzieht und den Gaumen lockt. Das Kind gewöhnt sich so an Genügsamkeit, von der nur ein kleiner Schritt zur Entfaltung ist, einer herrlichen beglückenden Tugend. Schon frühzeitig löst das Kind so das große, meilenlange und schwere Heirathsfever und glückliche sein kann. Wie soll das Kind Luxus in der Kleidung und im Essen kennen lernen; es lerne bald sich selbst bedienen, für seine großen und kleinen Bedürfnisse sorgen; ganz fremd muß ihm ein Uebermaß an Genüssen und an Freuden bleiben. Kostet es auch dem Elternherzen manchen Kampf, dem Kinde diesen und jenen Wunsch zu verweigern, so erweitert sie ihm doch dadurch eine unerschöpfbare Wohlthat. Der Kindesinn bleibt einfach und rein, die mäßig genossenen Freuden geben wahrhaften Genuß und Dankbarkeit für den, der sie spendet. Wie unglücklich dagegen ist ein Geschick, das nie gelernt hat, sich mit Wenigem zu begnügen, das nie das Hochgefühl, die Befriedigung kannte, welche das harte Wollen der Entfaltung gibt. Die allzu rasche und leichte Erfüllung seiner Wünsche beinhalten ihm die Freude daran, die im Uebermaß genossenen Vergnügungen lassen nur noch ein Gefühl des Elets in ihm aufkommen. Kein Ziel scheint ihm besond'ers erstrebenswerth; genügt ihm schon die leiseste Anberührung, ihm doch so machen. Und darin liegt eine große Gefahr für den Charakter. So ein vernünftiger Mensch hat nichts einzulegen an geistiger Kraft, das Schlaraffenleben schmeckt seinen Willen und macht ihn kampfanfödig in dem großen Weltgetriebe. Es tritt allmählich eine völlige Erschlaffung aller Seelenkräfte ein, dazu gefügt sich Lebensüberdruß, und viele der Unglücklichen, die in geistiger Umnachtung im Jenseits hauschten, viele jugendlich blühende Leben, die dem Selbstmorde zum Opfer gefallen, haben die in nachträglichen Eltern auf dem Gewissen. Das Kind im Ueberflusse, im Wohlleben aufzuwachen ließen. Wie schwer trifft sie der berechtigte Vorwurf des Ungelehrten: Hätten mich meine Eltern nicht erzogen, wäre ich nicht so elend, einfach erzogen, wäre ich nicht so elend, so lebensmüde, so unfähig, den Schicksal des Schicksals müßig zu begegnen.

Wie herzlich und lieb Kling hoch des einfach erzogenen Kindes freundschaftliches „danke“ für alles Gelebte, wie freudig begrüßt es jeden Apfell, jedes auch noch so einfache Spielzeug! Dabei weiß es noch mit minder Begünstigten zu theilen und selig zu sein in dem Bewußtsein, auch anderen durch eine kleine Entgegung Freude bereitet zu haben. Sein Auge ist offen für die von dem Wohlthäter misanthropische Schönheit der allgemeinen Natur; herzlich freut es sich des glänzenden Kessels, des leichtschwingenden Schmetters, entzückt schließt es die duftige Wiesensblume. Der freudlich liebende Blick von Vater und Mutter ist Belohnung genug für artiges Benehmen, für treuen Fleiß. Sein einfacher ehrlicher Sinn kennt weder Vüge noch Verstellung. So ist es und so muß es sein. Es thut das Gute um des Guten Willen und rednet nicht auf Belohnung.

Auf den höchsten Höhen des Lebens, wo auch beim harten Ringen um das thätliche Brot, ist Einfachheit die werthvollste Mitgift. Sie läßt hier keine Verbilligung, keinen Reib aufkommen, dort schützt sie vor einem ausschweifenden, verwilderten Leben. Das Herz erhebt sich in allen Lagen freudig und froh, der Sinn rein und wahr, das Urtheil gemäßigt und ruhig. Wollt ihr also, ihr treu befohlenen Eltern, euer Kind glücklich wissen, so gebt ihm solche Einfachheit als beste Begleiterin für's Leben mit.

Bemalte Capes.

Die neueste Mode nimmt für ihre Jvode direct die Hilfe des Malers in Anspruch und denkt an von Künstlerhand bemalte Capes. Man kann diese bemalte Fächer, bemalte Parasollen, bemalte Bilderrahmen und lehrstuhlauch bemalte Banbezug und bemalte Schärpen auf; nun werden wir aber auch mit bemalten Damenmützen zu rechnen haben, die die Erfindung eines Pariser Malers sind. Und der glückliche Erfinder, dessen „Bee“ erst zwei oder drei Monate alt ist, hat bereits ein ansehnliches Einkommen verdient. In Paris und in London ist zur Zeit ein förmlicher Kampf um diese bemalten Capes entbrannt. Der Maler, der in das Geheimniß seiner Farbmischung das eines Kollegen erzwungen hat, hat alle Hände voll zu thun und kann unmöglich allen an ihm gestellten Anforderungen gerecht werden. Der erste Eindruck eines bemalten Cape ist, als ob die großen, goldig schimmernden, etwas erotischen Blüten und Blüthen, die auf dem Cape zu sehen sind, Applicationsarbeit / seien. Erst bei genauerer Betrachtung bemerkt man die Fälscherei. Diese „Boulevard“ kommt je nach der künstlerischen Herleitung des betreffenden Exemplars freilich theuer zu stehen.

— Die Ungenügliche. Sie: „Ich habe doch gar nichts von meinem Leben, die ganze Woche habe ich mich nun auf das Concert gefreut, und jetzt ist's wieder nichts.“ — Er: „Wie ungenügend Du bist, Laura, ist es denn nicht genug, daß Du Dich eine ganze Woche lang freuen durftest!“

— Abgaholien. Sie: „Wenn uns nun aber die Zante nichts verdreht, dann hind wir umsonst zu ihrem Begräbniß gefahren.“ Er: „Dann müssen wir eben warten, wir hätten eine Begräbnungstreife gemacht!“

— Dramatische Dichtung. (zu seiner Frau): „Bringe mir eine Portion Gefrorenes, — ich will den Nordpol besingen!“

Die Gedankenwelt der Frau.

Unsere Zeit ist eine Zeit des Fortschritts auf allen Gebieten; überall drängt es mächtig „vorwärts“, mehr als je gilt in unseren Tagen das Wort „Stillstand ist Rückschritt“. Wohl ist schon viel erreicht worden, aber es gilt auch noch viele Vorurtheile siegreich zu bekämpfen. Die Frauen sollen und mühen freudiger und reger Antheil nehmen an den großen wichtigen Fragen und Aufgaben, welche die Zeit und die Welt bewegen, an den Erzeugnissen, deren sich unsere Zeit erfreuen darf. Die Frauen mühen mit aller ihrer Kraft gegen die Gleichgültigkeit so vieler ihrer Mitmenschen allen höheren Bestrebungen — rühmlich zu Felde ziehen und bestrebt sein, dieselben zu betreiben. Wirkthätigkeitsfragen, die Sorgen um Mann und Kinder werden und sollen naturgemäß in erster Reihe stets Herz und Sinn einer echten Frau beherrschen, allein dieselben sollen und dürfen nicht ausschließlich Geist und Gemüth der Frau bewegen, beschäftigen und ausfüllen; die Frauen sollen auch Interessen haben für alle Schöne und Hohe, Edle und Große, was Kunst und Literatur hervorbringen; sie, die zugleich in praktischer und idealer Weise ihrem Hause vorstehen, bei der Erziehung ihrer Kinder den Grundriss verfolgen, daß praktischer Sinn mit idealer Anschauung vereinbart, werden auch die Gedankenwelt der Frau fördern. Wenn die Kinder, nicht nur die Mädchen, sondern auch die Knaben, in ihrer Mutter nicht nur die in den kleinsten Sorgen des Alltagslebens, in Wirkthätigkeits- und Toilettenfragen ausgehende Frau lieben und verehren dürfen, sondern die zielbewußte, begeisterte Erzieherin und Freundin, welche es versteht, ihre hohe Bestimmung auf die heranblühende Generation zu übertragen, dann werden unsere Töchter zu echten Frauen heranwachsen, und unsere Söhne zu Männern erstarben. Man werde nur ja nicht ein, daß die Pflichten gegen Mann und Kinder, die Wirkthätigkeitsfragen des Berufs nicht gestatten, sich für Kunst, Wissenschaft, Zeitfragen zu interessieren. Warum finden die Frauen Zeit zu endlosen Besuchen, von denen sie oft mit so großer Leere im Gemüthe heimkehren. Zeit zu noch endloseren Conferenzen mit Modistin und Schneiderin, zu eifrigen Studien der Modestblätter, zu den überflüssigsten, zeitraubenden, augenerwerbenden Handarbeiten, zur Lectüre aufwendiger Romane. Die Aufgabe der Frauen und Mütter ist es in unseren Tagen, den Sinn und die Theilnahme der Kinder für die höchsten Interessen zu wecken. Um aber diese hochwichtige Aufgabe erfüllen zu können, müssen die Frauen und Mütter strenge Selbsterziehung üben, und nicht zarten und ermüden, an sich selbst zu arbeiten; sie müssen mit klarem Bilde nicht nur um sich schauen, sondern auch sich selbst einer scharfen Kritik unterziehen; sie müssen Schwächen und Fehler erkennen lernen, sich dieselben eingestehen und sie energisch zu bekämpfen suchen. Es ist eine durchaus irrende Anschauung, daß mit der Verehrung des geistigen Lebens der Frau aufhören solle; es sollte das erst recht beginnen. Der Mann verlangt heutzutage eine geistig ebenbürtige Lebensgefährtin; die Frau, die Mutter hat die Pflicht, ernst und eifrig weiter zu lernen, sich weiter zu bilden. Sie soll und muß ja ihr Wissen, ihre Welt- und Menschenkenntniß, ihre höchsten Schätze, ihren Reichtum nutzbar machen; darum soll sie freiben, sich auf allen Gebieten ein klares, sicheres Urtheil zu bilden, um nach besserer Alerzeugung, nach dem besten Grundriss die Erziehung ihrer Kinder leiten zu können, damit dieselben nützliche Glieder der Gesellschaft werden. Auf diese Weise wird die hohe Bestimmung der Frauen und Mütter ein unerwünschtes Gerüst ihrer Familie bleiben und sich vererbend von Geschlecht zu Geschlecht. Die wahrhaft gebildete Frau darf den nationalen Fragen nicht theilnahlos gegenüberstehen. Es ist in unseren Tagen, wo hochbewegtungsvolle Fragen die Nation bewegen, durchaus nicht „unpolitisch“, sondern nothwendig, wenn eine Frau auch Interesse für Politik und öffentliche Leben zeigt. Wenn wir an dem geistigen Leben der Männer regeren Antheil nehmen, dann werden sie uns nur umsonst achten und schätzen, unser Wort, unser Streben mehr achten lassen, mehr anerkennen. Eine rechte Frau muß praktische Thätigkeit und Thätigkeit mit den höchsten geistigen Interessen verbinden, muß Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben, hilfreich gegen die Lebende und der bedürftigen Menschheit sein, ihre Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau treulich erfüllen und sich demnach für Kunst und Wissenschaft begeistern.

Unsere Zeit ist eine Zeit des Fortschritts auf allen Gebieten; überall drängt es mächtig „vorwärts“, mehr als je gilt in unseren Tagen das Wort „Stillstand ist Rückschritt“. Wohl ist schon viel erreicht worden, aber es gilt auch noch viele Vorurtheile siegreich zu bekämpfen. Die Frauen sollen und mühen freudiger und reger Antheil nehmen an den großen wichtigen Fragen und Aufgaben, welche die Zeit und die Welt bewegen, an den Erzeugnissen, deren sich unsere Zeit erfreuen darf. Die Frauen mühen mit aller ihrer Kraft gegen die Gleichgültigkeit so vieler ihrer Mitmenschen allen höheren Bestrebungen — rühmlich zu Felde ziehen und bestrebt sein, dieselben zu betreiben. Wirkthätigkeitsfragen, die Sorgen um Mann und Kinder werden und sollen naturgemäß in erster Reihe stets Herz und Sinn einer echten Frau beherrschen, allein dieselben sollen und dürfen nicht ausschließlich Geist und Gemüth der Frau bewegen, beschäftigen und ausfüllen; die Frauen sollen auch Interessen haben für alle Schöne und Hohe, Edle und Große, was Kunst und Literatur hervorbringen; sie, die zugleich in praktischer und idealer Weise ihrem Hause vorstehen, bei der Erziehung ihrer Kinder den Grundriss verfolgen, daß praktischer Sinn mit idealer Anschauung vereinbart, werden auch die Gedankenwelt der Frau fördern. Wenn die Kinder, nicht nur die Mädchen, sondern auch die Knaben, in ihrer Mutter nicht nur die in den kleinsten Sorgen des Alltagslebens, in Wirkthätigkeits- und Toilettenfragen ausgehende Frau lieben und verehren dürfen, sondern die zielbewußte, begeisterte Erzieherin und Freundin, welche es versteht, ihre hohe Bestimmung auf die heranblühende Generation zu übertragen, dann werden unsere Töchter zu echten Frauen heranwachsen, und unsere Söhne zu Männern erstarben. Man werde nur ja nicht ein, daß die Pflichten gegen Mann und Kinder, die Wirkthätigkeitsfragen des Berufs nicht gestatten, sich für Kunst, Wissenschaft, Zeitfragen zu interessieren. Warum finden die Frauen Zeit zu endlosen Besuchen, von denen sie oft mit so großer Leere im Gemüthe heimkehren. Zeit zu noch endloseren Conferenzen mit Modistin und Schneiderin, zu eifrigen Studien der Modestblätter, zu den überflüssigsten, zeitraubenden, augenerwerbenden Handarbeiten, zur Lectüre aufwendiger Romane. Die Aufgabe der Frauen und Mütter ist es in unseren Tagen, den Sinn und die Theilnahme der Kinder für die höchsten Interessen zu wecken. Um aber diese hochwichtige Aufgabe erfüllen zu können, müssen die Frauen und Mütter strenge Selbsterziehung üben, und nicht zarten und ermüden, an sich selbst zu arbeiten; sie müssen mit klarem Bilde nicht nur um sich schauen, sondern auch sich selbst einer scharfen Kritik unterziehen; sie müssen Schwächen und Fehler erkennen lernen, sich dieselben eingestehen und sie energisch zu bekämpfen suchen. Es ist eine durchaus irrende Anschauung, daß mit der Verehrung des geistigen Lebens der Frau aufhören solle; es sollte das erst recht beginnen. Der Mann verlangt heutzutage eine geistig ebenbürtige Lebensgefährtin; die Frau, die Mutter hat die Pflicht, ernst und eifrig weiter zu lernen, sich weiter zu bilden. Sie soll und muß ja ihr Wissen, ihre Welt- und Menschenkenntniß, ihre höchsten Schätze, ihren Reichtum nutzbar machen; darum soll sie freiben, sich auf allen Gebieten ein klares, sicheres Urtheil zu bilden, um nach besserer Alerzeugung, nach dem besten Grundriss die Erziehung ihrer Kinder leiten zu können, damit dieselben nützliche Glieder der Gesellschaft werden. Auf diese Weise wird die hohe Bestimmung der Frauen und Mütter ein unerwünschtes Gerüst ihrer Familie bleiben und sich vererbend von Geschlecht zu Geschlecht. Die wahrhaft gebildete Frau darf den nationalen Fragen nicht theilnahlos gegenüberstehen. Es ist in unseren Tagen, wo hochbewegtungsvolle Fragen die Nation bewegen, durchaus nicht „unpolitisch“, sondern nothwendig, wenn eine Frau auch Interesse für Politik und öffentliche Leben zeigt. Wenn wir an dem geistigen Leben der Männer regeren Antheil nehmen, dann werden sie uns nur umsonst achten und schätzen, unser Wort, unser Streben mehr achten lassen, mehr anerkennen. Eine rechte Frau muß praktische Thätigkeit und Thätigkeit mit den höchsten geistigen Interessen verbinden, muß